

Arielle Freytag ist Anfang dreißig und hat es eigentlich geschafft: Aufgewachsen im prekären Essener Stadtteil Katernberg, verdient sie als Social-Media-Managerin in Düsseldorf mittlerweile viel Geld. Bis eine Depression sie aus der Bahn wirft und für eine Weile in die «Klapse» bringt. Kaum wieder zu Hause, erreicht sie ein Hilferuf aus ihrer alten Heimat, und zum ersten Mal seit zwölf Jahren kehrt Arielle an den Ort ihrer Jugend zurück. Dort werden seit ein paar Tagen zwei Mädchen vermisst – was Arielle mit Wucht an ihre Mutter erinnert, die vor vierundzwanzig Jahren spurlos verschwand. Damals blieb Arielle allein bei ihrer eigenwilligen Großmutter zurück. Wer ihr Vater ist, weiß sie nicht, auch ihr dunkles, krauses Haar und die Hautfarbe sind nur vage Hinweise: italienisch, türkisch, kroatisch? Während in Katernberg fieberhaft nach den Mädchen gesucht wird, stellt Arielle sich endlich den schmerzhaften Fragen, auf die sie immer dringender Antworten braucht.

Lisa Roy ist ein literarisches Debüt von großer emotionaler Wucht gelungen. Konsequent und illusionslos schreibt sie gegen den Mythos von einer klassenlosen Gesellschaft an – mit einer Heldin, deren Schlagfertigkeit und trockener Humor unvergesslich bleiben.

Lisa Roy

ROMAN **Keine gute
Geschichte**

ROWOHLT
HUNDERT AUGEN

Das Gedicht auf Seite 233 stammt von dem japanischen Dichter
Moriya Sen'an (gestorben 1838), deutsch von Yoel Hoffmann.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, April 2023

Copyright © 2023 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Shutterstock

Satz aus der Guyot Text bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-498-00345-6

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buch-
produktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buch-
produktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur
Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Für Katrin und Mustafa,
meine Eltern

Eins

Das ist keine gute Geschichte. Verschwundene Mädchen brauchen eine andere Kulisse. Freistehende Einfamilienhäuser mit Carports, eine tapfere Mutter, die neben ihrem Ehemann steht und den Lieblingst Teddy ihrer Kleinen festhält. Einen Vater, der schwanger aussieht und dem großen Bruder einen Arm um die Schultern legt. Das wäre traurig. Das wäre perfekt.

Was sich nicht als Kulisse eignet: Ruhrgebietstristesse, Nachkriegsbauten, die nicht die Kraft haben, Hochhäuser zu sein, und dünne oder dicke (nimm das nicht persönlich, aber es gibt nie etwas dazwischen) Alleinerziehende, die mit künstlichen Fingernägeln an ihrem Nasenpiercing rumfummeln und in Verteidigungshaltung gehen, sobald sie den Mund aufmachen.

Man braucht auch bessere verschwundene Mädchen: Annas und Claras und Charlottes, die Geige spielen und von Klassenkameradinnen als «hilfsbereit» und «richtig lieb» beschrieben werden. Ashanti und Lara – bei Letzterer passt immerhin der Name – spielten nicht Geige. Bei den großen Schulfotos, die unterhalb der Schlagzeile abgedruckt waren, handelte es sich eher um künftige Teenie-Mütter, um Mädchen, die «Ficken» an die Wand der Schultoilette schmierten und in ein paar Jahren Blowjobs gegen Hausauf-

gaben anbieten würden. Lara hatte eine pinkfarbene Plastiksträhne in ihr blondes Haar gebunden. Auf der anderen Seite klemmte eine rote Haarspange. Über ihren kleinen Brüsten, vermutlich noch Babyspeck, stand in Strasssteinen «Hannah Montana». Das runde Gesicht mit den vollen Lippen und den blauen Augen wirkte obszön – trug sie Make-up? Sie lächelte in die Kamera und wirkte nicht wie ein Mädchen, das man vermisst.

Das ist gemein, entschuldige. Du hast vielleicht auch nicht wie jemand ausgesehen, den man vermisst, und ich weiß es ja besser.

Zurück zu den Mädchen: Ashanti war schöner, als ihr wahrscheinlich guttun würde. Ihr ebenmäßiges Gesicht erinnerte an eine junge Beyoncé, ihr wolkenartiger Afrodukt daran, dass sie eine weiße Mutter hatte, die mit dem krausen Haar ihrer Tochter überfordert war. Teilnahmslos, mit halb geöffnetem Mund, schaute sie in die Kamera. In weißer Bluse mit Goldkettchen sollte sie vermutlich aussehen wie eine zukünftige Anwältin, erweckte aber eher den Eindruck einer Edelnutte. «Wo sind unsere Babys?!», wurde über den Fotos gefragt. Ich stellte mir vor, wie ein Banker in einigen Jahren «Baby» in Ashantis Ohr hauchen würde, irgendwo in einem Club bei Mailand, nachdem ihr eine Modelkarriere versprochen worden war. Vorausgesetzt natürlich, sie lebte und konnte noch Edelnutte werden.

Auf der unteren Hälfte der Titelseite eine kurze Human-Interest-Story, in der nichts Neues stand. Daneben das Foto einer der Mütter, einer schweren Frau in meinem Alter, die ein rosa Plüschkaninchen mit großen Augen in den Händen hielt. Ihre Haare waren so straff zu einem Dutt gebunden, dass sie aussah, als würde sie gegen einen Sturm anlaufen. Bei genauem Hinsehen erkannte ich Melanie, ein Mädchen

aus dem Viertel, mit dem ich zur Realschule gegangen bin –
erinnerst du dich an sie? Sie hat im selben Block gewohnt,
mit einer dünnen (siehe oben) Mutter, mit der du dich mal
fast geprügelt hättest, ich weiß nicht mehr, warum. Für
mich ging es nach der Realschule weiter aufs Gymnasium,
für Melanie allem Anschein nach nirgendwohin. «Melanie,
die Matratze», sah ich vor mir an der Wand der Sport-Um-
kleide, sah auch das Mädchen, das es nun doch noch in die
Zeitung geschafft hatte.

Ich stieß Magensaft auf, zog mich am Regal hoch und
ging aus dem Supermarkt auf die Lorettostraße. Seit ich mir
erlaubte, wieder an dich zu denken, fragte ich mich, ob dir
mein neues Zuhause gefallen würde. Die Jugendstilhäuser,
die übersteuerten Restaurants, Boutiquen und Cafés – fän-
dest du all das schick oder schickimicki? Würde ich dich zu
Frozen Yogurt und Trüffel-Pasta einladen, oder wärst du
eingeschüchtert von alledem?

Vor meinem inneren Auge unsere gemeinsame Welt:
die Sechziger-Jahre-Siedlung meiner Kindheit am Essener
Stadtrand, oben im Norden, nur wenige Minuten Fußweg
nach Gelsenkirchen. Türken (tatsächlich waren übrigens
viele der Leute, die wir für Türken hielten, in Wahrheit Li-
banesen, Kurden oder Marokkaner, aber das wussten wir
damals nicht), ohne Hoffnung auf Integration, aber mit
echten Familien und Loyalität, mit Zusammenhalt, Gril-
len im Park und ständiger gemeinsamer Überzuckerung –
und zugegebenermaßen ab und zu auch einer Zwangsehe,
häuslicher Gewalt und einem Mädchen, das nicht aus dem
Heimaturlaub zurückkehrte. Hier und da ein gut gemeintes,
scheiße gemachtes Kulturprojekt, das auf das grüne Ruhr-
gebiet oder die Geschichte des Bergbaus hinweisen sollte,
von Zeitungen und Integrationsbeauftragten hochgelobt,

von uns weitestgehend ignoriert. Braune Menschen vor grauen Fassaden, Plastikspielzeug auf schlecht gepflegtem Rasen, würziges Essen in überfüllten Wohnungen. Und natürlich: Erinnerungen an dich.

*

Ich ging zu dem Altbau mit meiner Zwei-Zimmer-Wohnung, immer an den Hauswänden entlang, nie zu nah am Bordstein. Meine Wohnung ist cremefarben, hier und da ein bisschen Perlmutter oder blasses Türkis. Meine ersten eigenen Wohnungen hatte ich noch mit dir im Kopf eingerichtet, hatte ein pinkfarbenedes Samtsofa gekauft und getrocknete Rosen von der Schlafzimerdecke baumeln lassen. Aber diese Wohnung hier ist für mein neues Ich, mein wahres Selbst. Sie ist sauber, aufgeräumt, alles hat einen Ort. Klare Linien, helle Farben, Understatement. Ich bin dir entwachsen, es macht mich stolz, es bricht mir das Herz.

Sieben Wochen zuvor war ich aus der Anstalt entlassen worden, hatte mich weder in der Agentur noch bei Freunden gemeldet und auch Doktor Nazemi nicht zur Weiterbehandlung kontaktiert. Ich hatte *Love Island* geschaut, mir täglich Sushi von Nagaya bestellt und auf ein Zeichen gewartet. Ein Zeichen, eine Ausbildung zur Kosmetikerin zu machen, als Deutschlehrerin nach Simbabwe zu gehen, mich von einer Autobahnbrücke fallen zu lassen. Ich nahm, was ich kriegen konnte. Die Antidepressiva – sie trockneten meinen Mund aus, sorgten für Übelkeit, feucht wurde ich auch nicht mehr – nahm ich nicht, dafür trank ich viermal destillierten Belvedere-Wodka. Bei YouTube hatte ich gerade *90 Day Fiancé* eingetippt, um mich von zum Scheitern verurteilten Beziehungen berieseln zu lassen, als mein Handy vibrierte. Nach dem fünften Klingeln meldete ich mich.

«Ja?»

«Hallo, ist da Arielle Freytag? Hier ist Meryem Güçlü, eine Freundin Ihrer Großmutter», sagte eine weiche Stimme. Die Art Stimme, die man von professionellen Sprechern und Schauspielern kennt und erst zu schätzen weiß, wenn man probeweise mal selbst im Tonstudio für 'nen Pitch was eingesprochen hat.

«Meine Großmutter hat keine Freunde», sagte ich.

Erinnerst du dich an Meryem? Oder nein, warte. Sie ist jünger als ich, du kannst dich nicht an sie erinnern. Meryem war das schlaueste Mädchen im ganzen Block, das wusste jeder. In meinem Tagebuch führte ich damals Listen, über Mädchen im Viertel und in der Schule. Es gab «hübsch», «schlau» und «reich» – die drei Kategorien, die mir gefährlich werden konnten. Meryem war schlauer als ich, aber dabei so nerdy, dass sie schon wieder ungefährlich war.

Sie lachte nervös. «Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern, ich bin auch in Katernberg aufgewachsen, aber ich war – und bin natürlich – ein paar Jahre jünger. Also: Ihre Großmutter ist gestürzt. Sie wurde gestern aus der Reha entlassen und ist nun allein in der Wohnung. Ich habe leider erst jetzt Ihre – oder kann ich du sagen? Ich sage mal du, ja? –, ich habe jetzt erst deine Nummer herausbekommen. Es geht ihr ganz okay, sie hat sich den Oberschenkelhals gebrochen, aber es sieht so aus, als würde es gut verheilen.»

«Ähm – okay, schön», sagte ich.

«Sie ist allein und außerdem ein bisschen verstört wegen der Vorfälle. Du hast ja bestimmt mitbekommen, die beiden Kinder. Und da dachte ich, ich spüre dich mal auf und frage, ob du Zeit hast, für eine Weile nach Hause zu kommen. Varuna braucht ein bisschen Beistand, und ich glaube, sie braucht dich.»

Ich leugnete, von den verschwundenen Mädchen gehört zu haben, leugnete auch, mich an Meryem zu erinnern, und fragte dann: «Warum ich?» Nicht nett, ich weiß.

«Na ja, du bist ihre einzige Verwandte. Ich hab gedacht, also – wer sonst?»

«Du vielleicht, wenn ihr so gute Freunde seid.» Ich legte die Hand auf meinen Bauch und betastete meine Muskeln.

«Vielleicht für ein paar Tage, es muss nicht lange sein.»

Ich hatte auf ein Zeichen gewartet, das hier war wohl eins – ich stimmte zu.

«Oh, okay. Gut. Ich freue mich sehr. Und Varuna wird sich auch freuen, wirklich.»

Ich fragte mich, was Meryem das Wohlbefinden meiner Großmutter anging. Varuna war seit mindestens dreißig Jahren verstört und einsam, da bestand kein Handlungsbedarf.

«Sag ihr nicht, dass ich komme, ja? Ich möchte sie überraschen.»

«Haha, okay.» Meryem schien zu wissen, wie sehr Varuna Überraschungen hasste. Vielleicht waren sie wirklich Freundinnen.

Noch am selben Nachmittag packte ich meinen Koffer und legte einen schwarzen Kaschmirpulli hinein. «Ich packe meinen Koffer und lege einen schwarzen Kaschmirpulli und eine Chloé-Jeans hinein. Ich packe meinen Koffer und lege einen schwarzen Kaschmirpulli, eine Chloé-Jeans und einen LaPerla-BH hinein.»

Ich packe meinen Koffer. Das war unser Lieblingsspiel, weißt du noch? Wir lagen auf deinem Bett im Wohnzimmer und überlegten, wohin unsere Reise führen sollte. Such dir ein Land aus, sagtest du. Amerika, sagte ich, und dann dachten wir darüber nach, was wir mitnehmen sollten ins

Land Amerika. Stundenlang packten wir unseren Koffer. Bis du deinen wirklich gepackt hast (oder auch nicht).

Ich faltete meine teuerste Kleidung in den Hartschalenkoffer – als könnte sich eine einzige Jogginghose um meine Fesseln wickeln und mich zurück nach unten ziehen. In meine Alexander-Wang-Tasche steckte ich mein iPhone, mein Portemonnaie, ein bisschen Schmuck und eine ungeöffnete Flasche Belvedere. Ich packte für eine Woche.

Es gab niemanden, dem ich hätte Bescheid sagen müssen. Ich hatte keine Haustiere, keine Pflanzen und bekam wenig Post. Senf schimmelt nicht, der Elchmilch-Blauschimmelkäse sollte schimmeln, ansonsten war nicht viel zu holen. Die übrigen Eier, Steaks und Karotten nahm ich mit. Den Bio-Bauchspeck auch. Nach meiner Entlassung machte ich ein Viertel meines Monatsgehalts für Feinkost locker. Nie wieder zwanzig Gramm abgepackten Frischkäse (abgerundete Kanten, nichts für Ritzer), keinen wässrigen, lauwarmen Kaffee mehr, keine laschen Brötchen und Billigsalami. Wäre man nicht schon vorher depressiv gewesen, nach drei Monaten Verrücktenfraß war man es auf jeden Fall.

*

Während der Zugfahrt sah ich Ashanti und Lara auf dem Sitz gegenüber. Sie blickten mich an. Lara lasziv, Ashanti teilnahmslos. Wo seid ihr?, fragte ich ihre Gesichter. Was ist euch zugestoßen? Oder seid ihr schlauer, als ihr aussieht, und habt erkannt, was das Leben für euch bereithält? Früher verbrachte ich unzählige Stunden damit, auf meinem Bett zu liegen oder durch die Straßen zu laufen und darüber nachzudenken, wie wohl ein Leben südlich der A40 wäre, wie es wohl in Düsseldorf oder Köln, vielleicht sogar in

Stuttgart oder München sein mochte. Ich wollte in die Welt aus *GZSZ* und *Unter uns*. Vielleicht waren sie einfach aufgebrochen in so eine Welt der gefegten Innenhöfe und blonden Musiker mit verwuschelten Haaren, die in einem Café an der Ecke schlanken Menschen Latte macchiato reichten. Aber diese Träume kamen natürlich erst später. Als du noch da warst, wollte ich nirgendwo sein außer bei dir.

Oder hatten Ashanti und Lara erkannt, dass diese Art Leben schon jetzt außerhalb ihrer Reichweite lag und entschieden, es zu beenden, bevor es so richtig begann? Aber Neunjährige bringen sich nicht um, oder?

Im Nachhinein wurde mir klar, wie nah diese andere Welt ist. Auch für uns gewesen ist. Wir hätten einfach mit dem Zug ins Rheinland fahren können, so wie Martha, das einzige Mädchen in der Schule, dessen Vater einen Dokortitel hatte – er war kein Arzt, was das Ganze noch unglaublicher machte. Montags erzählte sie oft von Museumsbesuchen in Bonn oder Domkonzerten in Köln. In meinen Ohren hätte sie auch von Paris und Chicago sprechen können, so unwirklich und fern klangen diese Städte. Selbst der Essener Süden schien unerreichbar, Bredeney und Kettwig kannte ich nur aus Erzählungen, wie Atlantis und das Nimmerland, dabei waren es bloß zwanzig Minuten mit der Straßenbahn, nach Düsseldorf brauchte man eine halbe Stunde mit dem Zug. Wusstest du das und wolltest nicht dahin? Oder bist du nur ohne mich gefahren?

Der Mann gegenüber klappte seine Zeitung zu, Ashanti und Lara verschwanden und stiegen am Flughafen mit ihm aus.

Gerade war ich weggedöst, als ich sie hörte. Wie greller Durchfall breiteten sie sich aus. Elf Frauen in den gleichen pinkfarbenen Shirts mit der Aufschrift «Tussis on

Tour» am Rücken. Vorne das Logo eines Sportvereins, TuS Holtenkamp. Sie gruppierten sich um mich, alle in ihrer Angel-meets-Jägermeister-Duftwolke. Schwarze Kurzhaarschnitte, blonde Dauerwellen. Übersminkt, braun gebrannt, Raucherfältchen. Erschöpfung, die durch zu viel Kaffee zu Hysterie geworden war. Frauen, deren Leben sich zwischen Supermarkteinkäufen und Vormittagsfernsehen bewegte, deren Radius kaum größer war als der einer Milchkuh.

Ich kenne diese Mütter. Diese Mütter haben ihre Kinder mit Ach und Krach und Drohungen und körperlicher Gewalt in die Oberstufe gekriegt, das hat noch niemand in ihrer Familie geschafft. Und diese Mütter würden alles dafür tun, dass ihre Kinder nicht von der erstbesten Göre, die sich aufs Gymnasium verlaufen hat, wieder in den Abgrund gezogen werden.

Diese unsichtbaren Hierarchien kann ich in meinem neuen Leben immer schwer erklären, aber du verstehst ja, wie es funktioniert: Egal, wo man steht, man muss nach unten treten können. Das Tretan beweist, dass es noch ein Unten gibt, und das ist wichtig.

Diese Mütter sind bereit, die AfD zu wählen, damit die Flüchtlinge und die der Todesstrafe würdigen Pädophilen von ihren Schützlingen ferngehalten werden. Aber wovor sie wirklich Angst haben, was sie nachts wachhält, das sind Mädchen wie Ashanti, Lara und ich.

Ich schloss die Augen wieder, zählte bis vierhundertneunundfünfzig und stieg am Essener Hauptbahnhof aus.

*

Mit jeder Haltestelle, die die Straßenbahn Richtung Norden fuhr, schrumpfte der Anteil an Leuten, die sowohl Deutsch

sprachen als auch nüchtern waren. Im Norden angekommen, saßen in der Straßenbahn türkische Großmütter, die seit fünfzig Jahren in Deutschland lebten, aber aussahen, als wären sie gestern aus Anatolien eingeflogen, und deutsche Männer, die selbst gestochene Knast-Tattoos trugen und ihre ersten vier Bier intus hatten. Wobei, neben mir waren da auch noch die Frau mit dem Instrumentenkoffer und so ein Typ, der einen Kuchen unter einer Tupper-Glocke transportierte. Wie es ist und wie es war, schien zum Verwechseln ähnlich, aber doch nicht identisch zu sein. Die Mutter mit dem Zwillingsswager, der Mittvierziger am iPhone, die zwei Teenies ganz hinten, die sich kreischend vor Freude über das Handy der einen beugten.

*

An der Haltestelle Abzweig Katernberg, gegenüber an Ulla's Büdchen, an den Laternenpfählen und an der Tür von Kodak Döner hingen die Vermisstenanzeigen. Manche selbst gebastelt und handgeschrieben, andere von der Polizei. Ich zählte durch. Lara wurde fünf Poster mehr geliebt. Würden verschwundene Mädchen von Coca-Cola gesponsert, hätte das anders ausgesehen. Es hätte CLPs mit Bewegtbildern gegeben, irgendeinen interaktiven Kack, Micro-Influencer hätten auf ihren Channels mitgeholfen, alles wäre glatter und weniger verzweifelt homemade.

Solche Poster muss es auch für dich gegeben haben, oder? Hatten wir das Viertel damit zugekleistert, dein hübsches Gesicht in alle Lotto-Annahmestellen und jeden Altgold-Ankauf gehängt? Ich erinnere mich nicht.

Ich starrte ins Leere und bemerkte zu spät, dass hinter der Scheibe ein Mann Döner vom Spieß schnitt und zurückstarrte.

Ich kam an einem kaputten Kühlschranks vorbei, daneben standen zwei aussortierte Stühle ohne Sitzfläche. Andere Leute hatten sich mit normalem Hausmüll beteiligt, und nun entstand an der Schalker Straße eine Pop-up-Müllhalde. Am Verein für deutsch-türkische Freundschaft, in den sich wahrscheinlich noch nie eine Frau oder ein Deutscher verirrt hat, bog ich ein.

Ein Tritt in die Magengrube, als ich den Block sah. So gut wie nichts hat sich verändert. Das Senfgelb ist jetzt dreckige Eierschale, ansonsten alles wie früher. Diese Siedlung ist beständig in ihrer Beschissenheit – wie ein kleines afrikanisches Land, das nach Millionenzuschüssen noch genauso arm, korrupt und undemokratisch ist wie vorher. «Was hätten wir tun sollen?», fragen sich die richtigen Leute laut und denken heimlich: Vielleicht sind diese Menschen einfach anders als wir. Vielleicht sind sie noch nicht bereit. Vielleicht kriegen wir doch alle das, was wir verdienen, und das hier hat nichts mit Armut oder sozialer Durchlässigkeit zu tun. Was weiß ich, vielleicht haben die richtigen Leute recht.

Die löchrige Hecke vor dem Häuserblock, als wäre er ein Bordell, das es abzuschirmen gilt, nicht einfach ein trauriges Stück Ruhrgebiet. Sie ist so hoch wie damals, selbst sie hat verstanden, dass hier nichts wächst. Ohne diese Hecke wäre es weniger traurig. Ohne Hecke wären wir einfach offiziell im Ghetto und hätten ein bisschen Ghattostolz entwickelt, trotzig unsere Nasen in die Höhe gereckt und wären mit Ist-halt-so-Schnoddrigkeit durchs Leben gegangen. Die Hecke zeigt uns, was wir nicht sind, worauf wir gehofft haben, wofür wir hier hingekommen sind, woraus nichts geworden ist.

Habe ich wirklich «wir» gesagt?

*

Doktor Ziegler hat in einem unserer wöchentlichen Einzelgespräche gesagt, ich solle dir schreiben. Einen Abschiedsbrief oder so was. Und weil ich es nicht gemacht habe, hat sie gemeint, es würde an meiner Weigerung liegen, mich von dir zu verabschieden. In der Klapse bedeutet immer alles irgendwas, nichts darf einfach mal sein oder aus Faulheit oder so geschehen. Sie meinte, man könne den Brief dann zu einem Schiffchen falten und auf einem Fluss treiben lassen. Per Hand schreibe ich nur Einkaufszettel, wenn ich also nicht mein MacBook in der Ruhr versenken möchte, wird nichts aus dem Schiffchen. Ich war schon froh, wenn ich die tägliche Aneinanderreihung unsinniger Therapien überstanden hatte und mich abends beim Fernsehprogramm durchsetzen konnte.

Ich lief an der Hecke entlang, und dann stand plötzlich Melanie vor mir und rauchte. Melanie, die mit der verschwundenen Lara. Melanie, die Matratze, Melanie aus der Zeitung. Ich war überrascht, dass sie hier war. Und war überrascht, dass ich überrascht war. Wo sollte sie sonst sein? Hatte ich etwa geglaubt, Mütter verschwundener Kinder würden in ein eigens für diesen Zweck erbautes Haus abtransportiert, wie in eine nepalesische Menstruationshütte, um dort still zu leiden, fernab von neugierigen Nachbarn?

«Was glotzt du so?», fragte Melanie und zog ihre Augen zu Schlitzen. Ihr komplettes Gesicht schien sich in der Mitte zu treffen. Nase, Augen und Mund waren klein und standen eng beieinander. Drum herum Brachland.

«Erinnerst du dich an mich?» Ich stellte meinen Koffer ab und holte Zigaretten aus der Handtasche.

Warum rauchen arme Assis immer Schachtelzigaretten, ohne Ausnahme? Hat ihnen nie jemand gesagt, dass Drehen

billiger ist, oder hat das irgendetwas mit Reststolz zu tun, der sich in Camel und Marlboro äußert?

«Bist wohl aufgetaucht, weil es hier was zu glotzen gibt?»

«Ich bin wegen meiner Großmutter hier.» Ich zeigte auf die Häuserfront, und weil ich mich nicht erinnern konnte, wo «meine» Fenster waren, schweifte mein Arm unentschlossen über den ganzen Block.

«Die Schrapnelle lebt immer noch, ne?» Melanie nickte Richtung Fenster.

«Anscheinend schon.»

Wir grinsten und zogen an unseren Zigaretten.

«Tut mir leid mit Lara. Ich hab keine Kinder, kann mir aber vorstellen, dass das schrecklich ist.» Gelogen. Ich konnte und wollte es mir nicht vorstellen.

«Keine Ahnung, ich heul den ganzen Tag und sitz hier rum. Die Bullen sagen mir nicht so richtig was, und ich weiß echt nicht, was ich machen soll.»

Tränen rollten über Melanies Wangen. Sie ignorierte sie, und ich machte mit.

«Hast du noch mehr Kinder?»

«Nur Lara. Dachtest du, ich hab 'nen Stall voll?» Ihre Augen wurden noch kleiner.

Sie schaute mich lange an. Eine Frau, die Stille aushalten konnte.

«Du hast früher schon immer geglaubt, dass du was Besseres bist», sagte sie schließlich.

«Denk ich immer noch», antwortete ich und schaute über die benachbarte Häuserfront.

«Nur weil du mal nach Düsseldorf gezogen bist und 'n paar Jahre einen auf feine Dame gemacht hast, heißt das nicht, dass du nicht genauso hierhingehörst wie ich.»

Erzählte meine Großmutter von mir? Hatte Melanie

mich auf Facebook gestalkt? Wenn ich ihr Bild nicht in der Zeitung gesehen hätte, hätte ich kein weiteres Mal in meinem Leben an sie gedacht.

«Man kann das Mädchen aus der Gosse holen, aber nicht die Gosse aus dem Mädchen.» Kurz sah Melanie zufrieden mit sich aus. Dann kramte sie einen Schlüssel mit einem dreckigen Diddl-Maus-Anhänger aus ihrer Jackentasche. «Man sieht sich», sagte sie und verschwand in dem Hauseingang.

Wie konnte sie noch immer hier wohnen? Lebte sie bei ihren Eltern? Oder sind Mietverträge zusammen mit Übergewicht und Armut erblich? Ich rauchte zu Ende, atmete tief durch und klingelte bei Varuna.

*

So düster, dass man sich daran die Augen verdarb. Ich wollte ihr nicht ins Gesicht schauen, guckte an Varuna vorbei in die Wohnung. Sonnenfinsternis.

Meine Freundinnen hatten unsere Wohnung geliebt, erinnerst du dich? Bis ich es verbot, nannten sie sie «Das Hexenhaus». Die dunklen Stoffe an den Wänden, das schiefe selbst getöpferte Geschirr, die exotischen Pflanzen und die Nacktkatzen ließen die Wohnung wie ein Gruselkabinett aussehen, erdacht von einer Sechsjährigen. Jeder Schritt musste mit Bedacht gewählt werden, es gab keinen Freiraum. Neben der Tür stand eine enorme Kaktee mit fingerlangen Stacheln, hier wurde das Gegenteil von Willkommenskultur gelebt. Eine dunkle Kommode, wie alle Oberflächen mit gemustertem Stoff bedeckt. Der Geruch nach Keller und feuchtem Teppich, die Kakteenhäuser mit den starren, feindseligen Pflanzen, die Katzenklos, die verhängten Stehlampen, die alles in ein schummrig violettes

Licht tauchten – noch bevor ich über die Türschwelle trat, blieb mir die Luft weg.

Als Kind hatte ich an eine Untererdewelt geglaubt, genau wie an eine Unterwasserwelt, und daran, dass es unter der Erde so aussehen würde wie hier. Wenn man sich durch die Wiese buddelte, wäre da eine höhlenartige Welt aus lilafarbenem Samt und modrigen Pflanzen, aus billigem Messingschmuck und haarlosen Katzen mit riesigen Augen.

Als steckte ich in einem Korsett, musste meine Lunge kämpfen, um Luft in ihre Flügel zu saugen.

Varuna schaute mich schweigend an, ihr Gesicht ausdruckslos. Sie schien geschrumpft, seit ich sie zuletzt gesehen hatte. Ansonsten ein paar Falten mehr, aber derselbe vorwurfsvolle Blick, dieselbe Haltung, als würde sie zu ihrer Krönung und nicht durch ihre Wohnung schreiten. Sie humpelte drei Schritte auf mich zu, streckte eine Hand nach meinem Gesicht aus, legte sie mir auf die Wange und kniff, eine zärtliche Geste imitierend, mit ihren kalten Fingern hinein.

«Arielle.» Sie schob mich eine Armlänge von sich weg, drehte meinen Kopf in ihren Händen, als wollte sie mich auf Macken hin untersuchen. «Du siehst aus wie Milch und Blut.»

Der Geruch nach Kernseife, der Geruch meiner Kindheit. Ich trat einen Schritt zurück, lehnte am Flurgeländer und blickte durch die offene Tür auf eine der Katzen, die anschuldiggend auf dem grünen Hocker saß, der noch immer unter der Gegensprechanlage stand, daneben das Korbtschchen mit dem schwarzen Wählscheibentelefon. Kurz schloss ich die Augen, dachte an meine Wohnung: Weiß und Cream. Keine Muster, kein Schnickschnack, nichts Selbstgebasteltes, kein absichtlicher Verfall.

«Immer so dramatisch», sagte Varuna, die einen smaragdgrünen Turban und handflächengroße Silberohrringe trug.

«Hal!», sagte ich und ließ mich von ihr in die Wohnung ziehen.

Im Hexenhaus roch es noch immer nach alter Frau, als hätte jemand alle Wände mit Rosenwasser abgewaschen. Mit vierundsiebzig Jahren war Varuna in den Geruch hineingewachsen.

Ich zwang mich, in ihre blassen Augen zu gucken, auf ihre hohen Wangenknochen, ihr hängendes Kinn. Ein paar Sekunden standen wir regungslos voreinander, zwischen uns die Lücke, die Leerstelle, du an deinem natürlichen Platz zwischen den Generationen.

Varuna, eine Frau höheren Alters im Outfit eines fernöstlichen Wanderpredigers. Ich, eine Frau Anfang dreißig, im Outfit einer Senior-Social-Media-Managerin. Ich hatte eine kurze Escort-Karriere darauf gebaut, ethnisch uneindeutig auszusehen. Italienisch, türkisch, kroatisch, mit ordentlich Kajal auch persisch oder arabisch – ich konnte sein, was Mann haben wollte.

Varuna war eine geborene Heidrun, konnte aber auch sein, was sie wollte. Nicht wegen dunkler Haare oder mandelförmiger Augen, sondern aus reiner Egozentrik, gepaart mit Willensstärke. Wann hatte sie begonnen, sich Varuna zu nennen? Es muss lange vor meiner Geburt gewesen sein, vielleicht sogar vor deiner. Sie hieß also seit Jahrzehnten Varuna, damit niemand daran zweifeln konnte, dass Heidrun Freytag etwas Besonderes war. Einfach Varuna, kein Nachname. Als wäre sie Prince oder Banksy und keine verschrobene Alte, die arbeitslos im Essener Norden wohnte, hässliches Geschirr töpferte und sich noch hässlichere Katzen

hielt. Immerhin hatte sie sich für Buchstaben entschieden, nicht für eine Raute oder einen Kringel. Es wäre ihr zuzutrauen gewesen. Sie war eine Frau fürs Symbolische: Stachelige Kakteen, aggressive Katzen – alles ein bisschen dick aufgetragen, wenn man mich gefragt hätte, aber mich hat nie jemand gefragt.

Auf dem Esstisch, der in der Mitte des runden Flurs stand, ragte eine Orchidee in einem pinken Topf in die Höhe, daran ein Kärtchen, auf dem «Gute Besserung» stand.

«Hübsch», sagte ich, und Varuna verdrehte die Augen.

«Die einzigen Pflanzen, die aussehen, als würden sie sich wünschen, Kunstblumen zu sein», sagte sie und blickte auf die Orchidee. «Nun denn.»

Schwungvoll zeigte Varuna auf die geschlossene Tür meines Kinderzimmers, ihr Gewand folgte ihrer Bewegung.

Ich hievte meinen Koffer an ihr vorbei und öffnete die Tür: An den hellrosa Wänden hing ein Poster von Christina Aguilera, daneben eine schmetterlingsförmige Collage mit Fotos meiner Schulfreundinnen. Auf dem weißen Tisch standen Ordner, beschriftet mit verschiedenen Schulfächern, außerdem ein rosa Stifthalter. Das Einzelbett von IKEA mit dem weißen Stoffhimmel war gemacht. Auf dem Nachttisch stand ein Plastikglobus, der als Lampe fungierte, daneben ein gerahmtes Foto von dir. Alles war ordentlich, wenn auch ein wenig eingestaubt. Alles war genauso, wie ich es verlassen hatte.

«Bist du bescheuert, warum hast du das Zimmer so gelassen? Ich war ein Jahrzehnt oder so nicht hier.» Ich drehte mich zu Varuna, schaute auf ihre sauber geschrubbten Finger. Das einzig saubere im Hexenhaus waren schon immer Varunas Hände.

«Aus derselben Blüte zieht die Biene ihren Honig und die

Wespe ihr Gift», antwortete sie, aber ich war nicht gewillt, im Kaffeesatz ihrer Worte zu lesen. «Ich habe gehofft, dass meine Enkelin irgendwann zu mir zurückkehrt.»

Sofort wusste ich, dass sie das nicht zum ersten Mal sagte. Dieser Raum existierte, damit sie weinerlich im Türrahmen stehen und über ihre treulose Enkelin klagen konnte.

Als ich diese Tür vor Jahren hinter mir zuzog, sagte ich mir wie ein Mantra: Ich komme nicht zurück. Ich komme nicht zurück.

«Na klasse, hier bin ich», sagte ich und hob den Koffer auf mein altes Bett. Varuna verzog ihre schmalen Lippen zu einem Lächeln, drückte ihre kleine Hand gegen ihre Hüfte. Dass ich tatsächlich zurückkehrte, war natürlich nie Teil des Plans gewesen.

«Hier bist du.» Sie trat einen Schritt auf mich zu. «Willkommen zu Hause, mein Spatz.»

*

Ich lag auf dem Rücken im Bett meiner Kindheit. Über mir der Stoffhimmel, an den ich vor siebzehn Jahren Plastikschmetterlinge befestigt hatte. Wie Motten am Lampenschirm klebten sie auf dem hellen Stoff und flogen nirgendwohin.

Wir hatten diese Schmetterlinge geklaut, in großen Mengen. Bei Plus an der Ecke gab es sie im Sechserpack. Am Ende hatten Jana und ich zweihundertvierzig Schmetterlinge, die wir für fünfzig Pfennig pro Stück auf dem Schulhof verkauften. Alle Mädchen hatten welche. Die Nachfrage kurbelten wir an, indem wir den Mädchen ohne Schmetterling erklärten, dass wir leider nicht mit Leuten spielten, die keine Schmetterlinge hatten. Das tat uns auch leid, aber das war nun mal die Regel. Unser erstes kleines Business. Spä-

ter dann lukrativere Ideen – getragene Unterwäsche, Fotos. Hätte es Social Media damals schon gegeben, ich hätte auswandern müssen oder wäre nach meinem Selbstmord zum Anti-Bullying-Poster-Child geworden.

Ich leckte an Mittel- und Zeigefinger, ließ sie in meinen Slip gleiten. Ich begann, kreiste meine Finger einige Minuten lang, nichts passierte. Gerade hatte ich mich ein bisschen horny gerieben, da tauchte das Bild der beiden Mädchen auf, und ich musste von vorne anfangen. Ich rieb wieder, zehn Minuten, und langsam begann es zu schmerzen. Ich habe angefangen zu masturbieren, als du verschwunden bist – das klingt krank, oder? Irgendwie hat es mich beruhigt. Ich weiß gar nicht, ob ich damals Orgasmen hatte, ich glaube nicht. Geht das überhaupt mit sechs? Aber die Erregung hat gutgetan, hat mich wahrscheinlich abgelenkt. Tut sie noch immer.

Auch jetzt konnte ich nicht aufhören. Wie mit dreizehn, da habe ich masturbiert, bis ich blutete. Davon lassen wollte ich trotzdem nicht, habe Möhren, Bananen, Haarsprayflaschen in mich hineingesteckt.

Ich gab auf, ließ meine Hände über den Stoff gleiten, strich das Laken glatt und streifte mit meiner Hand etwas Wollenes. In der Ritze zwischen Bett und Wand steckte ein Stoffnilpferd. Ich muss es aus meinem Gedächtnis gelöscht haben, zusammen mit vielem aus diesem Vorher.

Ich setzte das Nilpferd auf die Fensterbank und überredete mich, die «Progressive Muskelentspannung» nach Jacobson auszuprobieren, die ich in der Klapse gelernt hatte. Schnell war klar geworden, dass es bei der Bewegungstherapie vor allem um innere Bewegung ging. In der ersten Stunde sollten wir mit einem Seil einen Kreis um uns legen, der den persönlichen Raum symbolisierte, den wir benötigten. So ein langes Seil gab es nicht.

Jeden Mittwoch übte ich am Ende der Stunde die Muskelentspannung. Ich und meine Co-Verrückten auf unseren Matten wie Kindergartenkinder beim Mittagsschlaf, die Bewegungstherapeutin auf ihrem Hocker wie die untervögelte Pädagogin, die sie war. Ihr Lispeln hatte jede Entspannung unmöglich gemacht, ihre Fäusste, Mussskeln, ihr etwasss.

Auf dem iPhone fand ich die Audio-Datei und schloss die Augen. «Winkeln Sie beide Arme im Ellbogen an, bilden Sie mit den Händen Fäuste, drücken Sie die Arme an Ihren Körper heran und ziehen die Schultern etwas in die Tiefe nach hinten. Jetzt! Halten Sie die Spannung einen Moment. Atmen Sie dabei ruhig weiter. Atmen Sie langsam wieder aus, lösen Sie die Verkrampfung an Händen, Unterarm und Oberarm und lockern Sie Ihre Muskeln. Achten Sie auf den Unterschied zwischen der Anspannung vorher –»

Ich war eingeschlafen, Schweiß hatte sich über meinen Brüsten gesammelt, bildete einen winzigen Teich, die Haare in meinem Nacken waren nass. Mit Mühe entzernte ich meinen Kiefer. Im Zimmer über mir hörte jemand «My heart will go on».

Eine halbe Minute massierte ich meine Kaumuskeln, schaute aus dem Fenster, triggerte die schmerzenden Stellen, bis mir schwarz vor Augen wurde. Zu der hässlichen Beißschiene – «Sie knirschen nicht, Sie pressen. Das sehe ich hier ganz deutlich.» – hatte ich mich nie durchringen können.

Vor dem Fenster dieselbe Laterne, die Hauswand auf der anderen Seite, die Mülltonnen in ihren grauen Häuschen, die Depri-Hecke, dazu Céline Dion – es war 1998.

*

Neben der riesigen Kaktee an der Wohnungstür stand noch immer die schwarze Truhe. Unverrückt wohnte sie auf ei-

nem kleinen violetten Teppich und war mit einer Schicht Staub bedeckt. Auf der Kiste lag, wie damals, neben dem Kellerschlüssel ein kleines Klemmbrett aus rotem Samt, auf dem meine To-do-Liste notiert war. Den Ausdruck kannten wir damals vermutlich noch nicht, aber seit ich lesen konnte, fand ich auf dem Klemmbrett meine Aufgaben. In Varunas akkurater Schrift las ich:

4x Futter
Papiermüll
Glühbirne Badezimmer

War das die letzte Liste vor meiner Flucht? Oder hatte Varuna wieder damit begonnen, Aufgaben für mich zu sammeln? Ihre Art zu schreiben hat mich schon damals wütend gemacht, dich auch? So klein und aufrecht, irgendwie hatte sie etwas märtyrerhaftes, als wollte eine Handschrift in widrigen Umständen ihren Stolz bewahren – vermutlich projizierte ich, wer weiß. Ich nahm den Schlüssel, lief ins Bad: Eine der beiden Birnen des Deckenstrahlers war durchgebrannt.

*

Vor der Haustür zündete ich mir eine Zigarette an, zog den Rauch tief ein. Ich widerstand dem Impuls, sie auf meinem Unterarm auszudrücken, war trotz monatelanger Klapse noch zu stolz, offensichtlich geschädigt auszusehen.

Das iPhone lag oben, gerne hätte ich langsam durch Instagram gescrollt. Hier mal was gelikt, da mal mit Herzchen-Emoji kommentiert. Sozialversicherungsfachangestellte, die auf Beauty-Blogger umgeschult hatten. Influencer und die, die es werden wollten, «ihr wisst ja, Mädels, ich würde

euch nie was vorstellen, was ich nicht selbst superduper finde. Heute hab ich wieder einen Rabattcode für euch.» Instafamous, alles hübsch, alles gut. Ich presste meine Fingernägel in meine Hände, achtete auf meine Atmung, versuchte zu spüren, wie der Rauch in meine Lunge gelangte, und bewusst auszuatmen.

Wie so oft, wenn ich das Gefühl hatte, dass ich nur auf mich drauf schaute, nicht in mir drinsteckte, hoffte ich auch in diesem Moment, dass jemand vorbeikommen und mir eine reinhauen, mich ficken, mich anschreien, mich schütteln würde. Einfach nur schütteln, bis sich irgendetwas löste, bis ich durch die Wattewände treten konnte und da war. Oder am besten nicht da, sondern in meinem echten Leben. Dem davor. Dem mit Altbauwohnung in Bilk, Influencer-Casting, Sushi-Abenden mit den Girls, Techno-Partys mit den Jungs.

Die dritte Steinplatte vor der Haustür hatte einen Sprung. In den Baumstamm davor war «J+M» geritzt, weil Jana dachte, dass Mohammed die Liebe ihres Lebens wäre. In dem Aushängekasten der Wohnungsgesellschaft wurde gemahnt, die Ruhezeiten einzuhalten. Außerdem sollten die Bewohner bitte daran denken, den Müll richtig zu trennen, hier noch einmal eine Anleitung. Ein glückliches Strichmännchen warf eine Handvoll Plastik – praktischerweise mit «Plastik» gekennzeichnet – in die gelbe Tonne. Ein unglückliches Strichmännchen warf es in die schwarze. Weil Müll falsch trennen ja so massiv unglücklich macht.

Mein Blick versuchte zu schweifen, aber er kam nicht weit. Alles war so nah, alles so geizig zugebaut – eine Architektur, die einen daran erinnerte, wohin man gehörte.

Ich habe mal etwas über einen Mann gesehen, der achtzehn Jahre zu Unrecht im Todestrakt gesessen hatte. Nach

seiner Freilassung merkte er, dass er verlernt hatte, weit zu sehen. Einfach, weil seine Augen es so lange nicht konnten.

Zwei Hecken weiter hustete jemand. Ich drehte mich nach links und sah den schönsten Mann, den ich je gesehen hatte – zugegebenermaßen dachte ich das nicht zum ersten Mal. Ich straffte mein T-Shirt über den Brüsten, zog den Bauch ein und warf meine Haare über die Schulter. Dann saugte ich an der Zigarette, atmete geräuschvoll aus. Er hatte mich bemerkt, das sah ich an seiner Körperhaltung, schaute kurz zur mir herüber, ich schaute in die «Ferne». Der Mann unternahm nichts, schaute wieder auf den Boden, und ich fand, das war Anlass genug, hinüberzuschlendern.

«Hi», sagte ich, zog an der Zigarette und lehnte mich an das Mülltonnen-Häuschen neben ihm. Er guckte mich skeptisch an, sah unendlich erschöpft aus. Seine Augen waren fast schwarz, genau wie seine Haut. Er wirkte wie gemeißelt, Typ Mahershala Ali oder Virgil Abloh.

«Hi», antwortete er.

Er war irgendwie apathisch, hatte offenbar geweint. Die Traurigkeit stand ihm.

Ich legte den Kopf zur Seite.

«Wohnst du hier?», fragte ich, und er guckte irritiert hinter sich, als müsse er sich vergewissern, was «hier» bedeutete. Mit dem Kinn zeigte er Richtung Vermisstenposter an der Laterne vor uns. «Nee, ich bin Ashantis Vater. Die Kinder, die verschwunden sind –»

«Scheiße, sorry.» Verschwundene Kinder waren ein echter Stimmungskiller.

«Vielleicht musst du ein bisschen aufgemuntert werden», sagte ich.

Er schaute lange auf das Poster, dann kurz zu mir.

«Ich bin seit 'ner Woche da und hab dich noch nie gesehen.»

«Ich war auch über zehn Jahre nicht zu Hause. Ich bin hier aufgewachsen, zusammen mit der Mutter von Lara. Dem anderen Mädchen.»

Er nickte. Natürlich wusste er, wer Lara war, wusste wahrscheinlich mehr über sie, als ihm lieb war.

«Ich bin wegen meiner Großmutter zurückgekommen, die wohnt im Block und der geht's nicht gut.»

«Aha», sagte er. «Ich geh mal wieder rein.»

«Ich bin übrigens Arielle.» Halbherzig nahm er meine ausgestreckte Hand, murmelte: «John.» Ich hob seine Hand zum Mund und steckte den Zeigefinger zwischen meine Lippen.

John zog sie ruckartig zurück. «Kannst du bitte aufhören, mich anzumachen? Meine Tochter ist verschwunden, okay? Mein Leben ist gerade echt zu beschissen für Sex.» Er klang mehr erschöpft als wütend.

«Es ist nie zu beschissen für Sex», sagte ich, lächelte ihn an, schwang im Weggehen meinen Hintern und lief wieder Richtung Nummer 9.

Im Hausflur lagen Flyer mit den Fotos der Mädchen. Auf diesen Familienfotos sahen sie kindlicher aus. Lara stand neben einem Sofa und aß Eis, Ashanti saß auf einer Schaukel und lachte breit für die Kamera. Darunter der Aufruf:

SUCHTRUPP FÜR UNSERE MÄDCHEN

18.04., 06:00 Uhr, Suchtrupp. Nienhauser Park.

Treffpunkt: Eingang, Beginn vom Trimmdichpfad.

Jede Hilfe zählt!

Helpf uns, unsere Mädchen nach Hause zu bringen!!!